

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **36 (1954)**

Heft 10

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich

Inseraten-Annahme: Rückstahl-Annoncen, Forcherstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 53, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorstellung der Inserate. Inseraten-zeitlich Montag abend

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.--. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Schweizer Europahilfe

G. St.-M. Der Schweizer Europahilfe stellt sich heute vor allem die Aufgabe, Flüchtlingsnot lindern und überwinden zu helfen. Wie nötig ein Weiterführen ihrer aufbauenden Hilfstätigkeit ist, zeigte sich eindrücklich an einer Pressezusammenkunft in Bern, zu der diese Hilfsorganisation eingeladen hatte. Sie leitete damit ihre neue Sammelaktion ein, die am 25. Februar begonnen hat und sich über vier Wochen erstrecken wird.

Anstelle Bundesrat Petitpieres, der am Erscheinen verhindert war, hielt Minister P. Micheli eine Ansprache an die zahlreich Versammelten. Er würdigte das Wirken der Schweizer Europahilfe und beleuchtete die europäische Flüchtlingsfrage. Dabei ging er von der Feststellung aus, dass diese von ihrer Lösung noch weit entfernt ist. Zwar hat sich die Lage der Entworfenen in Westdeutschland in den letzten Jahren erheblich gebessert. Die Mehrzahl der Flüchtlinge aus Zentraleuropa konnte in die deutsche Wirtschaft eingegliedert werden. Damit ist aber die Not der Entworfenen in diesem Land nicht behoben, hält doch der Flüchtlingsstrom aus Ost-Berlin an. Auch in Oesterreich, wie in den Lagern von Triest und jenen in der Umgebung Neapels dauert das Flüchtlingselement an. «Es ist unerlässlich, dass die Schweizer Europahilfe ihre Mission fortsetzt. Der Bundesrat wird ihre Aufgabe nach Möglichkeit erleichtern. Ein Teil des Kredits, um den er bei den eidgenössischen Räten für die Fortsetzung der internationalen Hilfswerke nachgesucht hat, wird dafür verwendet werden. Es ist nötig, dass die Mitwirkung der Schweiz bei humanitären Werken nicht nur durch die Vermittlung internationaler Organisationen erfolgt, sondern auch durch direkte Aktionen schweizerischer Hilfsorganisationen. Diese Unterstützung, so wesentlich sie auch ist, sollte jedoch nur eine Ergänzung der privaten Gefebfreudigkeit sein. In der Schweiz gilt die Hilfe an leidende Menschen stets als eine Tradition und eine Pflicht unseres Volkes.»

In seinem aufreißenden Wort betonte Odd Nansen, Oslo, Mitglied des norwegischen Flüchtlingsrates — er ist ein Sohn Fridtjof Nansens — internationale Hilfstätigkeit sei auch Dienst am Frieden, vertiefte sie doch das menschliche Zusammengehörigkeitsgefühl über Grenzen hinweg. Und er erinnerte daran, dass es bei der Hilfe für Notleidende auch darum gehe, diese vor moralischem Absinken zu bewahren. Odd Nansen hat als Flüchtling in einem deutschen Konzentrationslager mitangesehen, wie rasch Menschen sittlich verfallen können, wenn sie hungern, im Elend leben.

Pastor Berg (Berlin), Leiter des Hilfswerkes der Evangelischen Kirche Deutschlands, entwarf ein packendes Bild von der tragischen Ost-West-Situation Berlins und den sich daraus ergebenden sozialen Problemen mit ihrem politischen, wirtschaftlichen und menschlichen Hintergrund. Dankbar gedachte er des Wirkens der Schweizer Europahilfe auf Berliner Boden, das im vergangenen Jahr vor allem Flüchtlingskindern und gefährdeten Jugendlichen zugute kam.

Professor C. Ludwig (Basel), Präsident der Schweizer Europahilfe, skizzierte den Aktionsplan, den diese im laufenden Jahr durchführen möchte. In Westdeutschland soll arbeitslosen jugendlichen Flüchtlingen beigegeben werden, ebenso fremdsprachigen Flüchtlingen und «Displaced persons», von denen immer noch etwa 40 000 in Lagern leben, während über 150 000 bereits in geschlossenen Wohnsiedlungen untergebracht sind. Dabei wird die Hilfstätigkeit vor allem auf die berufliche Förderung der Jugendlichen gerichtet sein, auf das Erstellen von Gemeinschaftshäusern, auf soziale Betreuung, sprachliche Umschulung und Arbeitsvermittlung. Für Berlin ist Hilfe geplant, die einer Milderung der Jugendarbeitslosigkeit dienen und damit der Jugendverwahrlosung entgegenwirken soll. In Oesterreich gilt es weiterhin, die Eingliederung der Flüchtlingsfamilien durch Siedlungs- und Aufbauhilfe zu erleichtern. Und in Triest will sich die Europahilfe vorab jener Flüchtlinge annehmen, die «Härtfälle» darstellen, keinerlei Aussicht haben, in einem Land dauernd Aufnahme zu finden. Durch Krankheit Geschwächte sollen sich in der Schweiz erholen dürfen. In Italien stellen sich neben Aufgaben im Bereich der Flüchtlingshilfe weitere, die verhältnismässig bescheidene Mittel erfordern: so das Mitwirken im Kampf gegen das Analphabetentum im südlichen Zipfel der Halbinsel, während Griechenland und Jugoslawien der Unterstützung beim dringend nötigen Ausbau des Gesundheitsdienstes bedürfen.

Der Referent schloss mit dem Wunsch, das Schweizervolk möchte die Sammelaktion der Europahilfe kräftig unterstützen und damit das Seine zur Verwirklichung dieses Hilfsplanes beitragen.

Konsument und Milchstatut

In weitesten Kreisen ist man sich wohl einig, dass die Milch neben Brot das wichtigste und das vollkommenste Nahrungsmittel ist. Sie enthält nicht nur biologisch hochwertiges Fett und Eiweiss, sondern auch Milchzucker, verschiedene Vitamine und für das Wachstum wichtige Mineralsalze. Dieser Sachverhalt macht es verständlich, dass das Interesse der Konsumenten in Qualitätsfragen so auffallend wach und die Kritik so rasch bei der Hand ist!

Es werden nun aber seitens der Konsumenten an die Milch punkto Haltbarkeit, Reinheit, Konstanz der Zusammensetzung und hygienischer Be-

schaffenheit dieselben hohen Anforderungen gestellt, wie an alle übrigen Nahrungsmittel. Dabei wird übersehen, dass die Milch als nahezu einziges Lebensmittel jeglichen natürlichen Schutzes entbehrt. So hat sie zum Beispiel keine schützende Hülle wie das Ei, das Brot, die Kartoffel und das Obst. Sie enthält keine konservierenden Stoffe wie der Wein im Alkohol, der Süssmost in der Kohlen-säure, die Konfitüre und der Honig im Zucker; sie ist auch nicht geschützt durch Wasserarmut wie die Trockenkonserven, das Mehl oder die Teigwaren. Die Milch ist nicht nur nicht geschützt, sie ist im Gegenteil mit ihrem Wasserreichtum und

ihrer stofflichen Zusammensetzung geradezu disponiert für die Entwicklung der Mikroben. Weiter kommt hinzu, dass die Milch nicht in einem peinlich sauberen Raum, sondern im Stall mit all seinen naturgemässen hygienischen Unzulänglichkeiten gewonnen wird. Zu berücksichtigen ist ferner, dass die Milch in einem lebenden Organismus entsteht und deshalb auch von dieser Seite verschiedensten Imponderabilien ausgesetzt ist. Insbesondere besteht hier die Möglichkeit, dass krankheitserzeugende Mikroorganismen wie Bang- und Tuberkelkeime ausgeschieden werden können.

Mit diesen Bemerkungen sollen nicht liederliche und unbeherrschbare Milchproduzenten geschützt werden. Indessen ist eben doch notwendig, darauf aufmerksam zu machen, dass auch in Zukunft keine Standard-Qualität zu erwarten ist, dass sich vielmehr «Betriebsunfälle» aller Art (z. B. mangels Kühlwasser im Sommer) nicht wie bei einem fabrikatorischen Ereignis einfach ausschliessen lassen. Dass es andererseits bei Beachtung einiger Sorgfalt möglich ist, ein den Anforderungen mehr oder weniger entsprechendes Produkt in den Handel zu bringen, beweisen Tausende von Landwirten täglich.

Bei den Anforderungen an die Milchqualität ist nun zu unterscheiden zwischen Haltbarkeit und Reinheit einerseits und der Tuberkel- und Bangfreiheit andererseits. Auf die Haltbarkeit und Reinheit wird die laut «Milch-Statut» vorgesehene Qualitätsbeurteilung stärksten Einfluss ausüben. Je nach Qualitätsklasse können beim Produzenten Abzüge bis zu 2 Rappen pro Liter erfolgen. Diese Massnahme wird zweifellos mehr als alle bisherigen Belohnungen, Mahnungen und Strafen bewirken! Ueberall dort nämlich, wo die Qualitätsbeurteilung bereits eingeführt ist, ist fast schlagartig eine Verbesserung der Qualität festgestellt worden.

Mehr Kopfzerbrechen wird die Durchführung und Finanzierung der Milchkontrolle in hygienischer Hinsicht bereiten. Hier handelt es sich um die Ermittlung von Tuberkel- und Bangbazillen, die bekanntlich auch beim Menschen zu schwersten Erkrankungen führen können. Die Feststellung von Tuberkelbazillen in der Milch ist insofern kompli-

ziert, als die üblichen bakteriologischen Methoden versagen und nur der Tierversuch zu sichern Ergebnissen führt. Dieser ist aber nicht nur kostspielig, sondern es vergehen auch einige Wochen, bis ein definitives Resultat vorliegt. Nach dem «Milch-Beschluss» sind nun aber nur Milchtiere «in verdächtigen Beständen» einer amtlichen bakteriologischen Kontrolle auf Tuberkelbazillen zu unterziehen. Da die Sanierung kranker Viehbestände rasche Fortschritte macht, dürfte sich die Forderung nach Tuberkelbazillen in dieser Hinsicht beschränken. Beim Bang hat die systematische Bekämpfung noch nicht eingesetzt. Hier gibt es verhältnismässig einfache Methoden um im Laboratorium Bazillenausscheider festzustellen.

Auch die Milchprodukte können unter Umständen die Gesundheit durch Uebertragen von Krankheitskeimen gefährden. Der Rahm darf deshalb seit anfangs 1952 nur noch pasteurisiert in den Verkehr gelangen. In Vorbereitung ist ein Erlass, wonach der Fabrikationsraum nicht nur für Vorzuga-butter (wie bisher), sondern auch für Tafelbutter pasteurisiert sein muss. Keine Bedenken bestehen beim Joghurt, der aus fabrikationstechnischen Gründen nur aus gekochter Milch hergestellt werden kann. Während die Krankheitskeime beim Hartkäse im Laufe der langen Reifung absterben, ist beim Weichkäse ausschliesslich dort Sicherheit gewährt, wo auf der Verpackung die erfolgte Pasteurisation deklariert ist. Da schliesslich bei der Glacefabrikation ebenfalls immer wieder Rohmilch verwendet wird, werden demnach auch hier die notwendigen Massnahmen verfügt werden.

Zum Schluss sei nicht verschwiegen, dass eine schlecht haltbare Milch nicht unter allen Umständen auf den Produzenten zurückzuführen ist. Oft, sehr oft sogar! werden auch im Wirkungsbereich der Hausfrau schwerwiegende Fehler gemacht, so zum Beispiel, wenn die Milch aus Bequemlichkeit in der Küche statt im Keller aufbewahrt, oder wenn der Milchtopf mit kaltem anstatt mit möglichst heissem Wasser ausgespült wird! Auch hier zeigt es sich, dass Stadt- und Land zusammenspannen müssen, um das von beiden Seiten angestrebte Ziel zu erreichen! H.

Die Zürcher Frauenzentrale hält Generalversammlung

El. St. Vor dichtgedrängt besetztem Konferenzsaal eröffnete Frau Haemmerli-Schindler am 16. Februar die Jahresversammlung 1954, welche Bericht ablegen sollte über die Tätigkeit der Frauenzentrale Zürich im Jahre 1953. Ueber der Versammlung lag eine ganz besondere Atmosphäre, die sich als doch Abschied zu nehmen von einer Präsidentin, die seit 1928 der Frauenzentrale und von 1930 bis 1936 deren Vorstand angehört hat; die dann über die Vorkriegs- und Kriegsjahre die grosse Aufgabe des Zivilen Frauenhilfsdienstes aufgebaut und durchgeführt hat, um nachher im Jahre 1947 dem Ruf als Präsidentin der Zürcher Frauenzentrale zu folgen, und diese bis heute durch arbeitsreiche Jahre zu leiten.

Zum Abschied durfte sie noch einen gut dotierten Jahresbericht vorlegen. Die Frauenzentrale umfasst heute 79 Frauenerorganisationen von Stadt und Land, 465 Einzelmitglieder und eine Kantonale Vereinigung. Sie ist so recht der Mittelpunkt zürcherischen Frauenschaffens geworden und darf auch in reichem Masse das Vertrauen der Behör-

den und aller Fürsorgeinstanzen von Stadt und Kanton geniessen.

Neben zahlreichen Kursen, Besprechungen unter den Frauen, mit den Behörden, den Fürsorgeämtern, Eingaben, beschäftigte sich die Frauenzentrale auch auf Antrag der Behörden mit der Opportunität einer Frauenbefragung über das Frauenstimmrecht wie Genf und Basel sie erlebt haben, und kam nach einer Umfrage bei zirka 300 kantonalen Frauenerorganisationen zu einer entschiedenen Ablehnung derselben.

Sie kümmerte sich um die geplante Revision des Wirtschaftssetzes, um das Problem der Spielsachen, der Filmfragen, des Aufklärungsunterrichts an den Schulen; um Erziehungsfragen der Eltern und der Jugend im allgemeinen und nahm tätigen Anteil am Kampf gegen die in der Stadt erschreckend zunehmende Prostitution und ihre Auswirkungen. Frau Haemmerli nannte dies eine Aufgabe, an der alle, die guten Willens sind, mitarbeiten müssten, damit eine öffentliche Meinung entstehen könne, die allein den Kampf gegen diese dunk-

Der erste Ausgang

(Villa Borghese)

Für Schwester Emmy

Das ist der Park: an den weissen Alleen
Düstere Bäume, die südlichen, stehen.
Hoch ihre Zweige, ein gotisches Dach.
— Spielende Kinder am rinnenden Bach.
Da — Hyazinthen, so leuchtend, gerade
Wie eine fröhliche Frühlingsparade.
Hinter den Büschen, da tanzen so klein
Viel weisse Schürzchen den Ringelreihn.
Und wie man eilig dem Duster entschreitet
Schon die Terrasse sich leuchtend dort weitet,
Reglos und ruhevoll ragen die Zedern,
Leis an den Palmen nur weht es, wie Federn
Hoch in des Himmels beglückendstem Blau
Leuchtend wie Seide, so weit ich nur schau.
Rostiger Büsche verzerrter Hauch
Steht voller Blüten da Strauch ja an Strauch,
Wo sich die Bienen drin schwebend verirren,
Dunkel die schimmernden Blumen umschwirren.
Leise sich lösend, so leicht und so weich
Flattert ein Blättchen hinab in den Teich. —
Gelber Mimosen betäubender Duft
Bringt mir mit einem entgegen die Luft —
Alles ist Ruhe und ladet zur Rast:
Fern liegt die Stadt, ihre Not, ihre Hast,
Drumten am Tiber, wo du ohne Ende
O Schwester regest, die helfenden Hände.
Hilde Knauth

Die Schwalbe

Man tat dem jungen Kranken, einem sehr zarten, sensiblen und feinfühligem Dreizehnjährigen alles, was man ihm nur tun konnte. Nach der heftigen Grippe, die sich der fremde Feriengast, aus einem Nachkriegslande kommend und hier zur Erholung weidend, durch eine Erkältung zugezogen hatte, lag er noch sehr geschwächt und teilnahmslos im Bett.
Beunruhigend war das, dass er von selbst nichts dazu tat, um durch Energie und Lebensfreude den Zustand der Schwäche rascher zu beenden und die Genesung wieder herbeizuführen. Ansehend fühlte er sich in dem apathischen Dämmerzustand wohl. Seine Pflegeeltern waren sehr unglücklich darüber und sehr besorgt. Auch der Arzt, der den Buben behandelt hatte, forderte ihn, wenn er kam, nach ihm zu sehen, immer öfter und dringender auf: «Du musst Dich zusammennehmen, Günther. Heraus aus dem Bett. Du musst gesund sein wollen. Freust Du Dich denn gar nicht auf die weiteren Ferien?» Und die Freunde — in kurzer Zeit hatte sich der liebenswerte Bub schon solche erworben — brachten ihm alles Mögliche mit: Bücher, Blumen und Süßigkeiten. Aber Günther war wie gelähmt. Er dankte für alles, war für alles zufrieden, doch nichts vermochte die merkwürdige Schwäche, die die Krankheit in ihm hinterlassen hatte, zu lösen. «Danke», sagte er nur höflich. «Danke». Und dann lächelte er und schloss die Augen.
Hatte er jetzt, da er krank gewesen war, vielleicht doch Heimweh, das er verborgt? Oder kamen sonderbare Wandlungen der jungen Seele hoch, Störungen, die die schwere Kriegs- und Nachkriegszeit an der kindlichen Psyche hinterlassen hatte?
Man überlegte, seine Mutter zu rufen. Doch die Entfernung war weit, die Eltern waren arme, kinderreiche Leute aus einem Bergwerksgebiet. Es würde sehr viele Umstände machen und auch Aus-

lagen kosten, die Mutter, die über den Ferienplatz ihres Zweitältesten so froh gewesen war, hieherkommen zu lassen. Auch war Günther ja nicht mehr ernstlich krank. Also unterliess man es und hoffte jeden Tag auf eine günstige Wendung. Unterdessen aber wurde der Kranke mit jedem Tag scheuer und stiller, anspruchloser, blosser und durchsichtiger. «In die Höhe mit ihm, in die Berge hinauf!», forderte der Arzt radikal, und man traf Vorbereitungen. Da trat ein Ereignis ein, ein kleines Ereignis, das den Umschwung brachte.

An jenem Morgen war die Schwalbe vom Nest aufgeflogen. Bisher hatte sie, ein Vögelchen aus der ersten Brut, immer nur kurze Probeflügel abgehalten. Aber jetzt fühlte sie, wie ihre Flügel stark wurden. Sie war flügge geworden. In silbernen Spiralen hob sie sich immer höher und höher in den blauen Himmel empor, ihren Gefährtinnen gleich haschte sie im Flug die Beute. Samten glitt sie auf ihren schlanken, geschmeidigen Flügeln über den Fluss, drehte und wendete sich, in den kühnsten Kurven und Spiralen in der zitternden Sommerluft. Bald lautlos, bald spitze Schreie der Lebenslust ausstossend, durchschwärmte sie behende den Sommertag, Zwischendrin liess sie sich nie und da auf einem Telegraphenmast nieder. Von Nest und Eltern wusste sie nichts mehr.

Aber als es gegen Abend ging und sie ungewohnt müde war, so müde, wie es eben auch eine junge Schwalbe nach ihrem ersten selbständigen Flugtag sein kann, verfehlte sie ihr Ziel. Geradeaus flog sie durch das weitoffene Fenster in das Zimmer herein, taumelte zuerst etwas und flog dann ängstlich im Raum umher. Sie fand den Ausgang nicht mehr so schnell und liess sich erschöpft an der untersten Bettkante nieder. Dort konnte Günther, der sie atemlos beobachtet hatte, ihren feinen Körper leise zittern sehen, den ängstlichen Blick, die reglose Gestalt. Ganz still sass sie da; sie schien offenbar sehr

erschöpft zu sein, und Günther, der vorsichtig ein wenig den Kopf hob, um sie besser sehen zu können, betrachtete sie mit entrückten Blicken.

Eine Schwalbe! O, wie schön, eine Schwalbe! Wenn nur niemand ins Zimmer käme gerade jetzt, damit sie nicht gestört würde und aufblühe! Er stützte sich vorsichtig ein wenig mit der Hand und schaute unverwandt zur Schwalbe hin. Welch zarten Körper sie hatte. Welche wunderschön geschwungenen Flügel. Sie würde sich erholen. Ganz weiss würde sie sich erholen. Sie war nur müde. Er sass halbaufgerichtet mäusenstill da, unterdrückte jede Bewegung, um sie nicht zu stören. Sein schmales Knabengesicht leuchtete vor Freude. Wie helle Schemen huschten die Empfindungen, die ihn beherrschten, darüber hin. O, daheim in der kleinen Stadt, in der er wohnte, hatte es viele Schwalben. Sie flogen in Schwärmen um den spitzem Kirchturm, auch an das Haus kamen sie. Nur hatte er sie bisher nicht so beachtet. Auch jetzt nicht, wo sie ebenfalls über Fluss und Häuser flogen. Ach, jetzt regte sie sich! Sie hob ein wenig das Köpfchen, guckte umher, die Stille hatte sie wohl weniger scheu gemacht. Nun putzte sie sich, trippelte ein paar winzige Vogelschritte auf der Bettkante auf und ab, jetzt zwitscherte sie sogar. Leise lächelte, wie es schien, recht zaghaft, aber Günther lächelte doch beglückt und sagte von seiner unbequemen Stellung aus zu dem Vögelchen hinunter: «Du! Musst keine Angst haben, Du.» Und dabei wusste er gar nicht, dass er es sagte. Aber das Vögelchen? Horchte es? Es schien jedenfalls bedeutend zutraulicher geworden zu sein. Es zwitscherte wieder ein wenig, hob etwas die Flügel, und plötzlich, ohne Günther sich noch von seinem Schrecken erholen konnte ob des raschen Schusses der Heiblichen Episode, flog es auf und mitten durch das offene Fenster hinaus. Fort.

Der Knabe liess sich in das Bett zurücksinken. Er spürte nicht, dass ihm die Arme weh taten von dem

Elisabeth Zellweger

Zum 70. Geburtstag am 2. März

El. St. Früher sagte man im Bernerland, wenn man mit etwas «zu spät» kam, man komme wie die alte «Fasnacht hinterdrein». So geht es nun leider auch dem Frauenblatt, und wenn man nicht wüsste, dass die Baslerfrauen in den letzten Wochen für ihre Frauenbefragung fast Uebermenschliches geleistet haben, so müsste man ihnen zürnen, dass kein Wink von Basel so zeitig gekommen ist, dass auch die Frauenblatt-Freunde von Fräulein Zellweger mit ihren Wünschen zur Zeit, auf ihren Festtag hätten anrücken können.

Denn Fräulein Zellweger gehört zu unseren wägen und tapfersten Arbeiterinnen und Kämpferinnen in der Frauenbewegung in ihrem weitesten Sinne. Es gab kein soziales, volkswirtschaftliches, kirchliches, fröhliches und frauenbewegtes Problem, das sie nicht interessierte, und das sie nicht mit ihrem durch eine baslerisch-appezzelische bedingte Luzidität ihres Verstandes, aber auch mit der Gefühlstärke ihres warmen mitfühlenden Fräuleins angepackt hätte. Ebenso meisterhaft wie das gesprochene Wort stand ihr das geschriebene zur Verfügung. Sie war eine unserer ersten sozial arbeitenden Frauen, die sich des grossen Radius der Presse für ihre Arbeit, für ihre Ziele bediente, denn sie war wirklich eine Vollblut-Journalistin. Man musste sie gesehen haben, wie sie in den grossen Tagungen laufend ihre Zeitungsberichte gerade druckfertig verfasst und mit befriedigtem Ausdruck gesagt hat: «So, in den Briefkasten damit, und dann haben 'sie' es morgen früh.»

Nachdem sie schon in Basel initiativ an der Gründung der Frauenzentrale mitgewirkt hatte, befiel sie das Vertrauen der Schweizerfrauen in das Präsidium des Bundes Schweizerischer Frauenvereine, dem sie von 1917 bis 1920 als Vorstandsmitglied angehörte, um seine Geschicke in einer

nicht leichten Zeitperiode von 1920 bis 1929 in einer ausnahmsweise langen Amtsperiode zu leiten. Von 1930 an wirkte sie im Internationalen Frauenrat als ehrenamtliche Sekretärin und später als Vizepräsidentin.

Befruchtet von der Weite internationaler Zusammenarbeit leitete sie aber auch national eine unermessliche Fülle von Arbeit. Ihr grosses Interesse galt unserer evangelischen Kirche, der Mitarbeit unserer Frauen dort, und um diese vermehrt aufzurufen, gründete sie kurzerhand die Blätter «Unser Blatt» und redigierte Jahrelang «Die Evangelische Schweizerfrau». Wenn wir zu all diesen organisatorischen und journalistischen Arbeiten noch die unendlich zahlreichen Vorträge, Tagungen, Fahrten und Reisen zählen, so fragen wir uns wirklich, wo nahm «Elisabeth», wie sie weiterhin mit einem Unterton von zärtlicher Bewunderung kurzerhand genannt wurde, die dazu nötige physische und seelische Kraft her? Gab es auch Frauen und Männer, die ihre oft scharfe, geistreiche Art in Gegensatz zu seelischen, fröhlichen Eigenschaften stellen zu müssen glaubten, so wissen doch alle diejenigen, die in engerer Fühlung mit ihr arbeiteten, ihre enorme Lebensarbeit — die sich jeden Lebensgebietes annahm — von nahem verfolgen durften, dass die Triebfeder all ihrer Arbeit, all ihres Einsatzes für Recht und Gerechtigkeit nur ein Ausfluss ihrer grossen, weitgespannten Mütterlichkeit war.

Ist es zu wundern, dass dieses grosse, stets in Hochspannung lebende Herz jetzt oft müde ist, aber dass eine so starke, schaffensfreudige Frau weiterhin wirken wird in ihrem 8. Dezennium, so wie sie es bisher getan hat. Unser Geschenk an sie sei, dass unser Dank, unser Vertrauen und unsere Solidarität ihr helfe stets die nötige Kraft und Freude für ihr Wirken zu finden, das wir noch lange nötig haben.

len Mächte wirksam machen könne. Sie erhofft Gutes von der in aller Stille wirkenden Mitternachtskommission, die nicht fragt: «Soll ich meines Bruders Hüter sein?» — sondern die in aller Stille versucht, es tatsächlich zu sein.

Ein Lieblingskind der Frauenzentrale ist die Wärmestube, die seit zirka 20 Jahren allen einsamen Frauen im Winter neben einer warmen Stube etwas Gesellschaft, etwas Fürsorge und einen warmen «Kaffee-Zabig» bietet, unter der liebevollen Leitung ihres guten Geistes, Fräulein Dubis. Das andere Lieblingskind dient dem jungen, dem werdenden Leben, es ist die Mütterchule, in der 228 Schülerinnen, die 12 Kurse besucht haben, in denen sie die nötigen Grundlagen für Kinderpflege erwerben konnten, die eigentlich jede junge Frau sich aneignen sollte, sei es für die eigenen Kinder, oder um bei andern hilfreich einspringen zu können. Dass neben der Mütterchule auch die Elternschulung mit Erfolg durchgeführt wird, beweist das Interesse zahlreicher Väter an derselben.

Dann gibt es aber auch noch eine Frauenbibliothek, die für Arbeiten über Frauen- und soziale Fragen eine nützliche Fundgrube ist und nur noch mehr benützt werden sollte.

Der nervus rerum aber der ganzen Frauenzentrale bildet das Sekretariat, das mit seinem treuen, erfahrenen und stets dienstbereiten Stab, Fräulein Fassbender, Fräulein Eppler und Fräulein Jäggi, all das ins Rollen bringen muss, was ein Organisationstalent von Präsidentin, was initiative Mitglieder und Organisationen wieder «als Forderung des Tages» in nutzbringende Arbeit umsetzen möchten. Diesem Stab danken in aller Stille ungezählte frauenbewegte Seelen für seine stete Hilfsbereitschaft.

Manches wäre noch zu erzählen, besonders auch von der Jahresrechnung, welche Dank einer Zunahme der Mitglieder, der Hilfe durch den letztjährigen Bazar und einigen schönen Gaben ohne Defizit, aber mit einem — ach frauenhaft kleinen, aber doch Ueberschuss von 296 Franken abschliesst. Wie muss man doch solche Frauen bewundern, die stets mit mageren Finanzen arbeiten, Grosses leisten und bei allem noch im Stande sind, ein Plus von rund 300 Franken herauszuspannen, und das in einer Organisation, die besonders reich mit Arbeit belastet ist!

Nach all dem sachlichen, sozialen und frauenbewegten Teil der Tagung erquickte ein gemütlicher Tee die Anwesenden als Auftakt zu einer sehr herzlichen und stimmungsvollen kleinen Abschiedsfeier für die das Szepter in andere Hände legenden Präsidentin. Ein Trio von Mozart, gespielt von den jungen Künstlerinnen Beatrice Lüthi-Obrecht, Nini Berger und Urs Voegeli leitete über zu der Ansprache des vielleicht nicht ältesten, aber «längsten» Mitgliedes des Vorstandes, Frau Schalch. Sie bezeichnete die scheidende Präsidentin vor allem als Organisatorin von Gottes Gnaden, was sie ganz besonders in der schweren Arbeit der Nachkriegsjahre, mit den Sammlungen, dem Tag der Frauenwerke und anderen bewiesen habe. Jeder Art von Arbeit gehörte ihr Interesse, Boldern-Tagungen, Bazar, Werbeaktionen, jede Art von Fürsorge, alles bezog sie in ihre Arbeit ein, die ganz besonders durch ein stetes gutes Zusammenarbeiten aller gefördert wurde. Zwei «Vorstandskinder» in Zürchertracht brachten der scheidenden Präsidentin mit hübschen Versen leuchtende Blumen, worauf Frau Margrit Schwarzenbach als Vertreterin der Landschaft besonders für Frau Haemmerli Verständnis für die Landschaft und die gute Zusammenarbeit dankt. Sie bringt als ganz spontan bei ihr eingelaufene Zeichen der Dankbarkeit aus allen Bezirken

Blumen sind Kinder der Flora. Darum werden sie im Fachgeschäft wie Kinder geschützt und gepflegt. Es ist der besondere Vorzug des Fachgeschäftes, dass es Ihre Blumenwünsche durch originelle, gediegene Auswahl erfüllen kann. Wer Blumen liebt, wählt Blumen immer aus dem Fachgeschäft.

langen Aufstößen. Er spürte nur einen Augenblick lang einen dumpfen Schmerz im Herzen, und Trauer und Sehnsucht breiteten sich auf seinen Zügen aus. Als die Pflegemutter späher besorgt ans Bett trat, richtete er sich sofort lebhaft auf, lächelte sie an und fragte: «Wann kommt der Herr Doktor? Wie schön die Blumen hier sind. Wann darf ich aufstehen?» Mit einem Mal hatte er begriffen, was leben heisst, und wollte ihr nach, der jungen Schwalbe, hinaus in die Freiheit.

I. Sch.

Das Sicherheitsschloss
Als ich am Morgen aus dem Fenster schaute, regnete es, so wie es nur im Tessin regnen kann. Doch es half nichts, die Fahrt in die Stadt hätte ich notfalls ein anderes Mal unternehmen können, aber einen Krankenbesuch, den ich mir vorgenommen hatte, wollte ich keinesfalls aufschieben. Mit dem festen Schuhen und dem Gurttaschentuch angetan, konnte mir weder der aufgeweichte Pfad noch das Nass von oben etwas anhaben, und trotzdem war meine Gemütsstimmung nicht gerade freundlich, als ich zur Bahnstation hinunterging. Noch mehr als sonst ärgerte mich der hässliche Drahtzaun, der anstelle des Steinmauerchens, das ja neu ergerichtete Tessiner Häuschen umgab, an dem mein Weg vorbeiführte: es ärgerte mich die grüngestrichene Gartenbank, die vor Nässe trock, und das Sicherheitsschloss. Eigentlich ging mich das alles ja nichts an, aber es schien mir heute genau so feindlich abwesend wie der Regen, der unentwegt herniederprasselte, und noch dazu passten Zeit und Schloss nicht in diese Landschaft, in der wir so lange und so oft es die Witterung erlaubt, die Tür bis in die Nacht hinein offenklassen. Und dabei dachte ich an meine eigenen Schlüssel, der stets unter dem gleichen

Mauervorsprung lag, wenn ich fortging, weil er mir viel zu unförmig war, um ihn mit herumzutragen, und niemals in all den Jahren war mir in meinem Hause etwas abhanden gekommen.
In der Stadt erledigte ich in Eile meine Einkäufe und begab mich dann zu den Blumenfräulein, denn in meinem Gärtchen blühte kaum etwas Reichtes, und überdies war es viel zu nass gewesen, um Nachschau zu halten. Die Frau, die mich sonst bediente und kannte, war wahrscheinlich wegen des schlechten Wetters ausgeblieben, und so schritt ich auf eine andere zu, die noch mit einem Kunden beschäftigt war. Um nicht unnütz lange im Regen zu stehen, wählte ich selbst einige Blüten aus und fragte nach dem Preis. «Haben Sie kein Kleingeld?» meinte die Frau, als sie sah, dass ich meinem Portemonnaie einen Fünfrankenschein entnahm. «Nein!», sagte ich. Sie aber, ohne den andern Kunden zu vernachlässigen, zog kurzhand einen ledernen Beutel aus der Tasche ihrer Jacke, schüttelte mir eine beträchtliche Anzahl Münzen in die Hand und sagte freundlich: «Bitte, nehmen Sie sich selbst das Herausgeld.» — Mir blieb wahrscheinlich vor Erstaunen der Mund offenstehen, denn ich hatte diese Frau ja noch niemals zuvor gesehen. Ich gab ihr dann den Rest des Geldes zurück, den sie ruhig und ungezählt wieder in ihre Tasche gleiten liess. Ich konnte es mir nicht versagen, jetzt doch einen Augenblick zu verweilen, bis sich der andere Käufer entfernt hatte. «Ja, möchten Sie das öfters so?», fragte ich erstaunt. — «Jedenfalls immer, wenn ich viel zu tun habe oder schlechtes Wetter ist, und die Kunden nicht warten mögen», erwiderte sie lachend. «Und...?» — «Sie meinen, ob ich bei diesem Verfahren denn keine Verluste erleide. Nein, eigentlich nie; ich sehe mir die Leute, die ich nicht bereits länger kenne, schon an, und die übrigen, man muss doch ein wenig Vertrauen haben, nicht wahr...?»

einen wahren Gabensegen wie aus dem Lande Kanaan, der in seiner ausgewählten Differenzierung von der Seeforelle über alle ländlichen Produkte wie Honig, Eier, Würste, Gemüse bis zu den schönsten Fasnachts-Chüechli und Blumen alles umfasste, was einer scheidenden Präsidentin das Gefühl geben kann, dass sie geliebt und geschätzt worden ist, und dass man ihr die plötzlich eintretenden Ruhepausen mit einer angenehmen Beschäftigung ausfüllen möchte!

Frau Haemmerli dankt mit bewegten Worten für all das Schöne, für das grosse erfahrene Vertrauen, das eigentlich nicht das Gefühl einer Trennung, sondern eines gemeinsamen Weiterschaffens auf verschiedenen Posten. Sie wird sich stets als «eine von Ihnen» fühlen und übergibt nun das Steuer an Frau Dr. Bosch und Frau Dr. Autenrieth, die als gut eingefahrenes Gespann den niemals ruhenden, aber stets neuen Triebstoff und eine ruhige Besetzung benötigenden Triebwagen die Zürcher Frauenzentrale lenken werden.
Ein temperamentvoll dargebotener «Mendelsohn» überstrahlte noch den Abschluss der schönen Tagung mit seinen warmen Klängen.

«Wir arbeiten weiter», sagen die Frauen

Gedankenvoll eröffnete die Präsidentin des Frauenstimmrechtsvereins Bern, Frau Gonzenbach, die Jahresversammlung im Daheim mit einem Wort von Frau v. May-v. Rued aus dem Jahre 1872: «Das mündigste Volk Europas betrachtet und behandelt seine weibliche Beendtheit, wenn nicht völlig konsequent im Leben, so doch vor dem Gesetz in der Stille als das unmündigste Kind.» — Ist es heute viel anders? Weil es aber hier und dort doch ist, als ginge die Sonne hinter den Bergen auf, wie das Vorseinschicken hoffnungsvoll verheisst, daraus fassen die Frauen immer wieder Mut zur Arbeit an der guten Sache, freuen sich am Fortschritt und setzen an zu neuen Kraftanstrengungen. Diese Haltung ging aus sämtlichen vorgelassenen Berichten des abgelaufenen Jahresjahres hervor. Wie emsig man daran ist, sich richtige Kenntnisse zu verschaffen über das was in Gemeinde und Kanton vor sich geht und sich zu schulen in der richtigen Meinungsbildung, zeigte ebenfalls der Bericht des Groupes roman. Dank der sorgfältigen und unermüdeten Arbeit der Kassiererin, Frau Stalder-Merz, zeigte auch der Kassenbericht ein ausgeglichenes Bild auf. Der Vorstand wurde in seiner Gesamtheit neu bestätigt. Da die Bernerinnen mitten in der Aktion für das Stimmrecht stehen, wurde über den Stand der Arbeit kurz orientiert. Auch hier heisst es: nicht stehen bleiben — weiterarbeiten! Der nächste grosse Anlauf wird die Beschaffung der Mittel sein für die Aufklärung auf eine Volksabstimmung hin. Der Verein denkt an einen Bazar im Herbst 1954 im Casino und fordert alle Mitglieder zum Mithelfen auf.

Zum Schluss der Versammlung erwartete die Anwesenden eine Ueberschreibung besonderer Art: Julius Pischewer, Bern, zeigte einer seiner originalen Farbfilmfilme. «Vom Himmel ab chunt e Stärn» war wohl der gelungenste und nahm die Frauen auf heitere Art bei ihrer Liebe zu unserer Stadt.

... So man sie sucht!

Die UNESCO und das Internationale Erziehungsamt hatten vergangenes Jahr nach Genf eine internationale Konferenz einberufen, die Fragen des öffentlichen Unterrichtswesens gewidmet war. Unter den Delegierten befand sich auch eine Schweizerin, Fräulein Dr. phil. Laure Dupraz, ordentliche Professorin für Pädagogik an der Universität Freiburg. Doch vertrat die sachverständige Schweizerin nicht etwa unser Land. Sie war Mitglied der Delegation des Heiligen Stuhls — während die Schweiz einmal mehr eine ausschliesslich aus Männern zusammengesetzte Abordnung an jene Konferenz entsandt hatte. «Päpstlicher als der Papst» wäre man versucht zu sagen, wenn man nicht wüsste, dass dieser die Anteilnahme an den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens als christliche Gewissenspflicht des Mannes wie der Frau bezeichnet hat. Hoffen wir, «Bern» sei auf dem Weg über Rom hinweggedacht, dass Frauen, die fähig und willens sind, an internationalen Gesprächen teilzunehmen, sich auch in unserem Land finden lassen — so man sie sucht.
G. M.

Ich sagte ihr freundlich auf Wiedersehen und ging langsam dem Krankenhaus zu. Der Satz «Man muss doch ein wenig Vertrauen haben...» begleitete mich. Ich dachte wieder an den hässlichen Drahtzaun und an das Sicherheitsschloss, die einem Misstrauen dort Ausdruck geben, wo es nicht am Platze ist. Diese einfache Tessiner Bäuerin, sie hatte sich jenen Instinkt bewahrt, den wir, die wir zwischen einer unangebrachten Leichtgläubigkeit und Absperrungen und Versicherungen gegen alles und jedes, kein rechtes Mass mehr zu halten wissen, längst verloren haben. Vertrauen erweckt Vertrauen, und wenn auch Politik und Weltereignisse nicht dazu angetan sind, es zu fördern, halten wir nicht den Nebenmenschen von vornherein für einen Dieb; er könnte das gleiche mit uns tun. Schlüssen wir nicht den Nachbarn, den man auf dem Lande besser kennt als in der Stadt, aus unserem Heimwesen aus. Es könnte sein, dass wir mit den bösen Geistern, die wir verbannen und fernhalten wollen, auch alle guten vertreiben.
Die Kranke hatte schon auf mich gewartet. «Denke Dir», sagte sie, «ich darf übermorgen nach Hause gehen. Siehst Du, wieviel Vertrauen man heute in die ärztliche Kunst haben kann», und ihre Augen leuchteten bei dieser Feststellung. — «Vertrauen», das Wort klang noch in mir nach, als ich auf die Strasse hinaus trat. Der Regen hatte aufgehört, und ein erster Sonnenstrahl stahl sich hinter der Wolke vor, wie um zu zeigen, dass nach allem, was trüb und grau ist, auch wieder die Sonne zu ihrem Recht kommt. Wir müssen es nur glauben und darauf vertrauen. — isa-

Gegensätze
Am Eingang des Dorfes steht ein windschiefes Häuschen, das am Zusammenfallen ist. Es hält sich

Politisches und anderes

Eldgenössische Staatsrechnung 1953

Die Eldgenössische Staatsrechnung für das Jahr 1953 schliesst mit einem Einnahme-Ueberschuss von 28 Millionen Franken ab. Diesem Einnahme-Ueberschuss steht ein Aufwand-Ueberschuss der Rechnung der Vermögensveränderungen von 73 Millionen gegenüber. In der Gesamtrechnung ergibt sich damit ein Reinaufwand von 45 Millionen, während nach dem Voranschlag für 1953 ein Fehlbetrag von 169 Millionen Franken erwartet wurde.

Wirren im Nahen Osten

Die vergangene Woche brachte wichtige politische Ereignisse in Ägypten und Syrien. — In Ägypten hat der Revolutionsrat Donnerstag, den 25. Februar General Naguib vom Posten des Präsidenten der ägyptischen Republik und von allen übrigen offiziellen Ämtern entbunden. Drei Tage später übertrug Naguib infolge eines Putsches der Kavallerieoffiziere wieder als Präsident eingeweiht worden. Premierminister bleibt jedoch Abdel Nasser, der Leiter der ägyptischen Militär-Junta, die die Absetzung Naguibs herbeiführte. — In Syrien ist Präsident Schischakli von seinem Posten zurückgetreten und hat das Land verlassen, nachdem sechs Provinzen des Landes — alle ausser Damaskus —, in die Hände der auständischen Armee geraten sind. Zum neuen Präsidenten wurde wieder Hachem Atassi ernannt, der im Dezember 1951 infolge Staatsrechts Schischaklis sein Amt verlassen musste.

Blutige Schiessereien in Khartoum

Am Montag kam es anlässlich des Besuches des ägyptischen Präsidenten Naguib in der sudanesischen Hauptstadt Khartoum zu blutigen Zusammenstößen zwischen Anhängern der Unabhängigkeitspartei und der Polizei, in deren Verlauf 25 Menschen getötet und über 100 verletzt wurden. Der britische Generalgouverneur erklärte den Ausnahmezustand und verschob die Eröffnungsfestlichkeiten des sudanesischen Parlamentes auf den 10. März.

Kugelnregen im amerikanischen Repräsentantenhaus

Am Montag drangen ein Mädchen und zwei junge Männer aus Puerto Rico in die Pressgalerie des amerikanischen Repräsentantenhaus und eröffneten aus Revolvern das Feuer auf die Abgeordneten, von denen mehrere schwere und leichtere Verletzungen erlitten. Man vermutet, dass die Attentäter Mitglieder der anti-amerikanischen Nationalistischen Partei Puerto Ricos sind. Sie wurden sofort verhaftet.

Nehru weist das Angebot Eisenhowers ab

Premierminister Nehru hat die von Präsident Eisenhower angebotene amerikanische Militärlieferung an Indien abgelehnt.

Erfolge Maria Staders in Amerika

Die bekannte Zürcher Sopranistin, Maria Stader, feiert gegenwärtig in den Vereinigten Staaten und Kanada grosse Erfolge in Orchesterkonzerten und Liederabenden.

Der höchste amerikanische Dichterpreis für eine Frau

Die jetzt zum 8. Mal verliehene Hauptauszeichnung der Akademie der amerikanischen Dichter, ein Jahreslohn von 5000 Dollars empfangt als erste Frau Louise Townsend Nicholl. Die Dichterin hat bis jetzt drei Verbände und ein Prosabuch veröffentlicht.

Eine Schweizerin Weltmeisterin der Fis-Rennen in Schweden

Ida Schöpfer aus Flühl im Entebuch holte sich im Abfahrtsrennen der Damen den Titel einer Weltmeisterin.
Abgeschlossen Dienstag, 2. März 1954. cf



zwar noch wacker, das Dach wurde notdürftig geflickt und der schmale Holzbalken mit neuen Stäben versehen. Die Küche, in die wir beim Vorübergehen blicken können, ist ein russisches Loch. Auf der Schwelle hockt eine Greisin, in Lappen gehüllt, Peduli (Stoffschuhe) an den unförmigen Füßen und ein schwarzes Tuch ums Haar gebunden. Ihre Augen sind wässrig. Sie sitzt und schaut vor sich hin, ohne Notiz zu nehmen von dem, was auf der Strasse geschieht, oder nach der Küche zu lauschen, was sich dort ereignen könnte. Es geht eben für sie nichts mehr vor, seit sie im Altersjahr — denn dieses ist das Häuschen — unterkunft fand. Ihr Leben hat aufgehört. Als Schatten sitzt sie da, Tag für Tag, und wartet, sie wüsste nicht zu sagen worauf. Die drei andern Pensionäre des Heimes sind Männer. Sie stapfen jeden Morgen davon, jeder in eine andere Richtung, nicht weit, nur so weit, dass sie sich aus den Augen kommen. Dort bleiben sie sitzen, auf einer Mauer, einem Hügeln, einer Treppe. Sie sitzen und sitzen, bis es Zeit zur Mahlzeit wird, die sie langsam zurück in die dunkle Küche zieht, wo ihre Hausmutter, kaum weniger alt als sie selbst, eine Suppe kocht. Keiner spricht mit dem andern. Bei Carlo ist dies verständlich, denn er hat das Reden nie richtig gekannt. Auch von Cech ist's nicht anders zu erwarten, er ist stoektaub. Aber der hässliche Moro, der einst der schmuckste Burche der Gegend gewesen sei und mit glatten Worschen den Mädchen den Kopf drehtet habe, dass auch er heute nur schweiget! Wenn man ihn auf seinem Posten vor dem Dorf antritt und grüsst, blickt er auf, als erwache er aus einem Traum und wisse ganz und gar nicht, wo er sich befindet. Dann fliegt ein Schein über seine regelmässigen, fast edlen Züge, der Mund verzieht sich, als wolle er guten Tag sagen, doch besinnt er sich anders. Er nickt nur, macht eine Bewegung mit der Hand, es sei doch

Freies Unternehmertum

II

Direktor F. Streiff, Baden, zeigte in «Sozial-menschliche Probleme in einem schweizerischen Unternehmen», die praktische Lösung der durch die nach dem Kriege eingetretene Produktionsankurbelung notwendig gewordene Umstellung der Firma BBC. Bei einer Mitarbeitersteigerung von 25 Prozent wurde eine Produktionssteigerung von 50 Prozent erzielt. In Schulungskursen wurden die menschlichen Probleme systematisch studiert, das Ziel dieser psychologisch und praktisch durchgeführte Anleitung zur Menschenliebe war, den einzelnen glücklicher und zufriedener zu machen. Die Kurse wurden je von zwanzig bis dreissig Herren zusammen besucht, die wiederum zu vier bis sechs die praktische Arbeit während vier Wochen täglich eine halbe Stunde vor Arbeitsbeginn in Angriff nahmen. Es wurde eine regelrechte Buchführung über die psychologischen Probleme geführt, die Bilanz wurde am Ende der ersten Kurse gezogen. Nach drei oder vier Monaten fanden vierjährige «Wiederholungskurse» statt. In aller Offenheit wurden die Reaktionen aller Mitarbeiter angehört, Schwierigkeiten konnten behoben werden, nachdem die Wahrheit überzeugend und ausschlaggebend durchgeprochen war. Aus den vierhundert Mitarbeitern, die diese Kurse besucht hatten, sind Zellen gebildet worden, die zur Lösung ihrer Aufgaben nach Gutdünken Psychologen, Psychiater und Seelsorger zuziehen. Die neue Aufgeschlossenheit geht in zwei Richtungen. Kompetenzen kann man delegieren, Verantwortung zu delegieren, ist unmöglich; der Chef trägt immer die Verantwortung. Die Gesamtwirkung eines Teamworks ist stärker als die Einzelwirkung. Die Einstellung der Arbeiterschaft zeigt sich absolut positiv. Vorbereitend wurde die Arbeiterkommission in einem gleichen Schulungskurs für das neue Akkordsystem gewonnen, das sie in der Folge selbst ausarbeiten half. Arbeiter und Arbeitsplätze wurden bewertet, jeder Arbeiter hat das Rekursrecht; nur ein Prozent von allen war nicht mit seiner Bewertung einverstanden. Die Arbeiterkommission ist zur Trägerin des neuen Akkordsystems geworden, es herrscht Ruhe und Zufriedenheit.

Die Einführung des neu eintretenden Arbeiters wird von dazu Beauftragten besorgt, eine gründliche Arbeitsanleitung wird durch Anleitertechniker gesichert, Umschulung wird bei schlechter Beschäftigung gewährleistet. Alle diese Faktoren erhöhen beim Arbeiter das Vertrauen in die Firma und geben ihm das Gefühl der erhöhten Sicherheit. Bei einem Bestand von 11 000 Arbeitern — die mit den Angehörigen eine «Grossfamilie» von 38 000 Menschen ausmachen, muss das Beratungs- und Fürsorgewesen, ebenso die Rechtsabteilung zuverlässig von gut geschulten Kräften betreut werden. Neben der menschlichen — muss auch die materielle Behandlung richtig sein. Eine Lohnförderung musste zum Beispiel wegen Exportgefährdung abgelehnt werden, dafür wurden durch die Gratifikationen später um 51 Prozent erhöht. Man muss sich darüber klar sein, dass alle Dinge

verdiert werden müssen, auch der Arbeiter soll das wissen; aber bei BBC waren seit einer Anzahl Jahren schon die Auszahlungen an soziale Institutionen dreimal höher als die Summe, die die Aktionäre erhielten.

Ein besonderes Anliegen staatsbürgerlicher Art skizzierte der Referent aus der Tatsache heraus, dass unter den Ursachen des Versagens nur 15 Prozent auf den Beruf, aber 85 Prozent auf den Menschen entfallen. Eine Umgestaltung der Schule dränge sich kategorisch auf und zwar von der Primarstufe bis zur Universität. Neben einer Schulreform sollte auch eine Neuorientierung des Unternehmers nach dem christlichen Ordnungsprinzip Platz greifen. Ebenso würde Not und Unsicherheit bei der Jugend behoben werden durch das Bekennen unseres Glaubens an Gott.

M. Georges Morisot, Paris, stellte in «La libre entreprise, l'espoir de l'homme» die weltweite Zusammenhänge dar, die den Ausgangspunkt für diese Bilde, dass der Unternehmer der Treuhänder des Konsumenten zu sein hat. Unter der Besetzung war in Frankreich eine Idee herangereift, die 1947 zur Gründung einer Gemeinschaft führte, die sich nach und nach zum Bollwerk gegen Ektismus und Dirigismus entwickelt hat. Der Referent, der Direktor bei Michelin ist, übernahm die Leitung der «Libre entreprise». Die Situation wurde einem eingehenden, aber leidenschaftslosen Studium unterzogen. Die Presse und die noch übriggebliebene Privatwirtschaft folgten dem freithelfenden Ruf nach Abhilfe. Die Aufklärungsarbeit fand überall und in allen Bevölkerungsschichten statt. Aber wenn auch schwere Zukunftssorgen drücken — 35 Prozent der Lohnsumme geht an den Staat, die Reallohn sinken, der Geburtenüberschuss ist enorm, die Arbeiter sind wegen des Geburtenanstaus von 1914 18 im Rückgang, bei 42 Millionen Einwohnern sind 8 Millionen Rentenbezügler — so ist das Ziel nicht rein wirtschaftlicher Natur. Glücklich zu leben, heisst es. Der Mensch soll würdig und in disziplinierter Gesellschaft in christlich-moralischer Haltung leben, die alle vor dem Gesetze gleich macht. Das freie Unternehmertum stellt die freie Verfügung des Arbeitsertrages für alle, die arbeiten, dar. Als Veranschaulichung des Gegenteilens sehen wir Russland, wo durch die Planwirtschaft nur 30 Prozent des Arbeitsertrages auch wirklich in der Form von Verbrauchermöglichkeiten ausbezahlt werden, der Rest geht zwangsläufig wieder an den Staat. Nach der Abschaffung der Feudalrechte ging die Emanzipation des Menschen schrittweise weiter, die Gesetze wurden nach und nach der Schutz des Menschen. In der Gemeinschaft freier Menschen bestimmen sie die Steuern, es besteht die Freiheit der Wirtschaft und die Freiheit des Verbrauchers. Die Allmacht des Staates ist in allen Bereichen von Uebel. Wir müssen mit dem freien Unternehmertum wieder die persönliche Initiative auf allen Gebieten freilegen, weil nur das unsere volle Menschenwürde wieder garantiert.

Von ähnlichen Ueberlegungen ausgehend, entwickelte Professor Walter Heinrich, Rektor der Hochschule für Welthandel, Wien, «Die Stellung des Unternehmertums in der heutigen Gesellschaft». Der Referent sieht die Gefährdung der freien Wirtschaft in der Gemeinschaftslosigkeit unserer Zeit, wo nichts mehr zwischen Einzelmensch und Staat steht; — in der Umschichtung und Aufbrüchlichkeit der Betriebe, die Giganten fressen die Privatinitiative auf; — im modernen Steuerstatut der progressiven Einkommenssteuer, das Resultat ist die Abwanderung in die risikofreien Berufe, wo doch der Staat alle Lasten abnimmt und beinahe noch die Krankheit belohnt; — im Problem der Nachfolge, nicht nur in der Vater-Sohn-Spannung; in der marxistischen Ideologie, gegen deren kollektivistische Kraft bisher keine Gegenkraft entstanden ist.

Wir finden aber eine adäquate Theorie, um die Position zu verteidigen. Ihre Baugesetze setzen sich zusammen aus:

Die kleine Gemeinschaft, auch im Betrieb. (Bis ins 17. und 18. Jahrhundert bestand die Einheit von Familienleben und Erwerb.)

mando, Masimino, Christina, deren Namen wir, zum Gaudium der Kinder, nie behalten können. «Und das neue heisst Letizia», berichtet stolz die älteste. Sie verschwindet ins Haus und kommt mit einem Bündelchen wieder, das sie kurz in die Höhe hebt, um es sofort wieder ins Dunkel zu tragen. (Es heisst hier, Licht und gar Sonne seien den Neugeborenen schädlich.) Alle freuen sich über das zehnte wie über das schönste Geschenk. Und ist's nicht das schönste Geschenk, das liebe Leben? A. V.

Karneval in Ascona

Vom frühen Morgen an Getüte auf der Piazza, Knarren von Wagen, Hupen, Gelächter, Rufe. Unter den frischgestutzten Platanen werden Bänke und Tische, Kochkessel und Dreibeine abgedeckt und aufgestellt. Holz wird gesägt und gespalten, Feuer entfacht. Karneval! Nach altem Brauch wird in Ascona, dem für seine Gastlichkeit bekannten Ortchen am Lago Maggiore im Tessin, am Faschnachtstag allen Bewohnern, ohne Unterschied von Stand oder Herkunft, ein Gratis-Mittagsessen geboten, das in einem fetten, safrangelben Risotto mit Würsten besteht. Auch Wein fehlt nicht, er heisst: «Mille Gusti», tausenderlei Geschmack, da er aus literweise gependeltem Wein zusammengeschüttelt wird. Den ganzen Winter über wird für dieses Essen gespart und gesammelt. Der Erlös der beliebten Tombologiele, die köhruhm in den Osterreichern des Ortes unter Lärm und Jubel abgehalten werden, fliesst in die Risottokasse. Kurz vor dem Fest wird noch eine Kollekte veranstaltet.

Die Sonne verflucht ihre ersten Strahlen über die Berge. Sie lassen den See rosensfarbig aufleuchten und die fernen Firne glänzen. Die Feuer brennen mit leckender Zunge. Schon quillt Dampf aus einzelnen Kesseln, in denen die würzige Brühe für das

Die Selbstverwaltung, die ein Eigenleben garantiert, keine durchgängige Gleichheit.

Die Dezentralisation, keine plane Einheit.

Die Idee der ewigwältigen Gesellschaft und Persönlichkeit muss verwirklicht werden, das Selbstinteresse muss dem der Öffentlichkeit weichen, dann kommen auch die Gegensätze ins Gespräch. Als Gegenbeispiele können weiter empfohlen werden: Was die Wirtschaft machen kann, soll der Staat nicht machen; die Verbände müssen wieder zu Treuhändern im richtigen Sinne werden; auch die innerbetriebliche Dezentralisation muss optimal durchgeführt werden, dazu gehört die Kaderbildung bis in die untersten Stufen. Jedem soll ein eigener Aufgabenkreis zustehen zur Persönlichkeitsentfaltung. Wir sollen über der Arbeit nicht verderben, denn sie ist die schöpferische Ueberwindung des Chaotischen. Durch die Humanisierung der Wirtschaft entsteht das neue seelische Klima. Je mehr Klein- und Mittelbetriebe es gibt, umso besser steht es um das selbständige Unternehmertum. Sie sollten gleichmässig verteilt sein über ein ganzes Land, dann sind Industrie, Handel, Landwirtschaft, Handwerk zusammen eine blühende Vielfalt.

Das Ich-Du-Wir-Verhältnis muss neue Gültigkeit erhalten, dann sind wir gewiss, dass wir damit den kommunistischen Pseudo-Messianismus endgültig überspielen!

Ernst Jucker, Tann/Rüti, schloss mit «Wie gelangt der Unternehmer zu einer hieb- und stichfesten Ueberzeugung?», den Zyklus der Vorträge. Der Referent zeigte an Beispielen aus seinem erfahrungsreichen Leben — er war viele Jahre in Russland — dass das Problem der Unternehmer einen Knotenpunkt in der Gesellschaft von heute darstellt. Verstand, Gefühl und Wille müssen zu einer Ueberzeugung harmonisch vereinigt werden, die sogar zur Selbstgabe befähigen müsste. Nur das Ringen mit sich selbst ist der Schmelztiegel einer solchen

Ueberzeugung. In der Einsamkeit ist der richtige Ort zur Sammlung und Sichtung des eigenen Wesens. Carlyle ging in den Backofen, um sich Klarheit zu verschaffen. Wir müssen uns auf die Grundwerte besinnen, dann wird sich eine lebenserhaltende Ueberzeugung Bahn brechen. Sie soll religiös, aber niemals fanatisch sein. Das Gewissen soll der Masstab für den guten Unternehmer werden, dann kann er vor jedem Gremium bestehen. Die positiven Aspekte der schweizerischen Industrie können auch dem Arbeiter klar gemacht werden, aber der Arbeitgeber muss sich für diese Möglichkeit, seine Mitarbeiter zu begeistern, Zeit nehmen. Man muss neben der gerechten Entlohnung daran denken, jedem Menschen zur inneren Glückseligkeit durch die Arbeit zu verhelfen, indem man ihm zeigt, dass seine Arbeit ein unersetzliches Rädchen im grossen Getriebe des Unternehmens darstellt, wenn sie mit Ueberzeugung getan wird. Die Vereinigung für freies Unternehmertum will dazu verhelfen, Ueberzeugung zu schaffen, dann hat sie bei Generaldirektoren und Handlangern nach und nach eine Macht, mit der Europa rechnen muss.

In der Aussprache gab, um den europäischen Freundeskreis zu runden, noch der Engländer Ward J. Daw, London, von den gleichen Bestrebungen Kenntnis, die als «Industrial Co-Partnership Association» seit 1884 bestehen. Auch in England werden für die Erfolgsbeteiligung ständig neue Wege gesucht, denn sie ist nicht nur eine materielle Frage, sondern der Arbeiter muss wissen, dass der Chef ein Vertrauensmann bleibt, dessen moralische Qualitäten aus uneigennützigsten Quellen fliessen.

Die Tagung vermittelte den starken Eindruck einer ersten und wahrhaftigen Besinnung; sie weitete den Blick über die Grenzen der Schweiz hinaus in der Zusammenarbeit mit Gleichgesinnten, denen der Freiheitsbegriff auch teuer ist, und sie regte den Entschluss zur Tat an. Sch-K

Andenken an die «Emanzipierten Frauenzimmer»

Eine New Yorker Ausstellung gab Ueberblick über die Geschichte der Suffragettenbewegung in den Vereinigten Staaten

New York — (Amerika-Dienst). — Die Historische Gesellschaft der Stadt New York führte eine Ausstellung durch, die vor allem im Zusammenhang mit der Präsidentenwahl in den USA besondere Bedeutung gewann. Es war dies eine übersichtliche Darstellung des langen, erbitterten Kampfes um das Frauenwahlrecht, den drei Generationen amerikanischer Frauen geführt haben und der erst am 27. August 1920 mit dem von Präsident Wilson unterzeichneten 20. Zusatzartikel zur amerikanischen Verfassung siegreich beendet wurde.

Man kann sich heute eines leichten amüsierten Lächelns nicht erwehren, wenn man die verschiedenen Werbeplakate, bunten Schärpen, Banner und Abzeichen, die damals bei Protestversammlungen und Paraden herausfordernd getragen wurden und jetzt so friedlich und ein bisschen verblasst wie Reliquien, die ihre Kraft verloren haben, in den Schaukästen der Ausstellung lagen. Denn längst hat man vergessen, wieviel Mut, Energie und solche Beharrlichkeit einstmals dazu gehörten, ein solches Abzeichen zu tragen und unter diesen Bannern zu marschieren. Erst die ausgestellten Bilder und Photographien rufen wieder jene denkwürdigen Ereignisse ins Gedächtnis zurück wie beispielsweise die grosse Suffragettenparade in Washington im Jahre 1913, bei der selbst der Himmel sich gegen die Frauen verschworen zu haben schien; denn es goss wie mit Giesskannen auf die Demonstrantinnen herab, die in ihren langen weissen Kleidern und femininen Chignonfrisuren im Nu wie winderzaute Vogelscheuchen aussahen. Aber die «emanzipierten Frauenzimmer» setzten ihren Marsch unbekümmert in Sturm und Regen fort, und an der nächsten Parade in New York nahmen bereits über 20 000 Frauen teil. Es war ein endlos scheinender Zug, der angeführt wurde von Inez Milholland auf einem Schimmel und der trompetenbläsernde Rose Bowers. Ihnen folgten Repräsentantinnen aus fast allen Ländern der Welt in ihren Nationalkostümen und ein langer Zug «berufstätiger» Frauen, die über ihren weissen

Kleidern einen schwarzen Talar und auf dem Kopf ein vieredriges Barett mit seidener Kordel trugen.

Aber auch die zahlreichen Karikaturen aus jener Zeit, die auf der Ausstellung gezeigt wurden, geben ein gutes Bild von der Situation der Frau während ihres Kampfes um die Gleichberechtigung. Ganz gleich, ob sie sich auf die weiblichen Strassenrednerinnen unter ihren blau und gelb gestreiften Schirmen beziehen, auf denen in lapidaren Lettern der Schlachtruf «Vote for Women» — Wahrhaft für die Frauen — geschrieben stand, oder auf jene Frauenrechtlerinnen, die in ihren vorstumpfnächtlichen Automobilen in ganz Amerika herumfuhrten, um in den entlegenen Ortschaften ihre Versammlungen abzuhalten; ob sie Episoden wie die jener tollkühnen Amazonen glossieren, die von einem Flugzeug aus die Jacht Präsident Wilsons mit Flugblättern bombardierten, oder die neue Hosenmode der Frauen verpönten — all diese Karikaturen haben selbst bis auf den heutigen Tag ihre tiefere, jenseits einer blossen Situationskomik liegende Bedeutung beibehalten.

Es bedarf freilich einer Ausstellung wie dieser, um sich der Tatsache bewusst zu werden, dass das Recht, von dem die Frauen von heute so selbstverständlich Gebrauch machen, einer Schar tapferer Frauen zu verdanken ist, die sich von ihrem Vorhaben auch dann nicht abbringen liessen, wenn sie

KÜHLSCHRANKFABRIK *Imber* A. G.
ZÜRICH 3

KOMPLETTE BUFFET- UND OFFICEANLAGEN, KÜHLSCHRÄNKE, KÜHLVITRINEN, GLACEANLAGEN

1863 **90** 1953

Was verbirgt sich
im Gepäck?
Dient der Koffer
als Versteck? —
Raten hat doch
keinen Sinn:
Schweizerstrümpfe
sind darin!



Schweizer Nylon-Strümpfe
die beste Qualität — am besten verarbeitet!

alles einerlei, und wendet den Kopf von uns ab. Das Heim und seine Insassen sehen aus, als hätte eine Filmgesellschaft sie extra so bestellt, um in irgendeinem trostlosen Stück recht echt zu wirken.

Fünfund Meter weiter drüben, da steht ein anderes Haus. Es ist kaum grösser als das Heim. Zwei Reihen Holzbalkone schmücken es. Schon von weitem hören wir Lachen und Kreischen, manchmal Schreien und freundliches Zurechtweisen. Kommen wir näher, so erblicken wir auf beiden Balkonen eine Reihe von Kindern jeder Grösse, Mädchen und Buben. Sie schauen über das Geländer und winken. Die Kleinsten strecken zwischen den Stäben des Geländers hindurch, gucken die Füsschen hinaus oder werfen uns Spielzeug zu — ein Stückchen Holz: das sei ein Pferd; ein Lappchen: das sei eine Puppe. Alle rufen «Tschau!» und die vielen dunklen Augen verfolgen neugierig, was wir tun werden. Natürlich bleiben wir stehen und rufen zurück: «Das Kinderheim». Dann tritt eine noch junge Frau auf den Balkon heraus und lacht: «Man könnte es meinen. Wir sind zwei Familien, und, was meinen Sie, wieviele Kinder wir zusammen haben? Achtzehn!» Du lieber Gott, denken wir jedesmal erschreckt und überlegen in Eile, wo denn die vielen Kinder im kleinen Haus untergebracht werden können. Wir wären auch bereit, die Frauen zu bedauern, aber sie strahlt. «Hier sind meine!», sagt sie und stellt sich hinter acht Buben und Mädchen, die alle sauber gekleidet und hübsch sind. «Unten, die gehören der Bice. Es sind neun, aber sie liegt mit dem zehnten, das eben zur Welt kam, drinnen». Wir staunen. Da ist die älteste, Guiletta, mit klassischen Zügen und goldbraunem Lockenhaar, eine Schönheit, die ihrem berühmten Namen Ehre macht. Da ist Laura, zierlicher, flinker, mit einem Schmollihäutchen. Da sind die Kleineren und Kleinsten, wie sie alle heissen: Prospero, Catterina, Iginio, Agata, An-

Reisgericht zu kochen hat. An den Tischen wird geschabt und geschnetzelt. Sieben Köche der besten Gasthäuser des Ortes sind am Werk. Sie tragen erstaunlich verschiedene Modelle von Kochmützen, hohe und niedere, gestiefelte und schlappe, solche, deren Pilz nach vorne, und solche, deren Pilz nach hinten fällt. Wir sind im Lande der Individualität, der Freiheit, wo jeder sein kann, wie's ihm gefällt. Immerhin trennt ein gespannter Draht den Bezirk der Stoben ab, damit übermütige Buben die felerliche Handlung nicht stören können, denn, was da vor sich geht, ist mehr als einfaches Risottokochen. Gewiss, es handelt sich nicht um ein homerisches Mahl, dessen Ruh von gebratenem Fleisch die Götter sogar zu Gast ladete, aber auch hier wird ein besonderes Mahl zubereitet, das erst der gemeinsame Genuss zum Fest werden lässt. Schon stauen sich in Menge Neugierige rings um den Draht, Hunde schnuppern herum, die Kinder werden ungeduldig. Nun ist es soweit. Die Brühe wird an den Reis geschüttet; es brodeln in den Kesseln und riecht gewaltig nach Zwiebeln im Geviert. Der Spektakel der Kinder nimmt zu. Sie treiben sich herum, verkleidet als Pagnacci, Kreuzritzer, Haremsdamen, Schmetterlinge, Kaminfeiger, und was die üblichen Karnevalsfiguren sind, oder auch nur mit Lappen behängte, alten Samtröcken, deren Schöße den Boden legen, papierernen Lampenschirmen. Es braucht fast nichts, um die Verwandlung zu erreichen. Wie da winzige Mädchen, nur mit einem rotgeschminkten Mündchen die Schöne mimen, wie Pierrots, bloss an den Brustspitzen im Gesicht erkennlich, tuschelnd konspirieren, oder Knirpse mit angehängtem Schnurrbartchen versuchen, den jungen Mädchen gefährlich zu werden, das zeugt von jenem südlichen Schauspielertal, das die Kinder mit zur Welt bringen.

Der Hunger macht ungeduldig. Alte Leutenchen, Frauen mit Kinderwagen, Männer im Arbeitsgewand stehen schon mit Kesselchen, Töpfen und Tellern bereit. Die Köche probieren noch gemächlich, fügen dem Gericht dies und jenes bei, führen mit längen, ruderartigen Kellen. Der köstlichste Risottogeruch schwebt über dem Platz. Es kann nicht mehr lange dauern, die Höhe der Vorbereitungen ist erreicht. Da die Kirchenlocken beginnen zu läuten. Ueber die Piazza nähert sich die Banda mit dem Tschingelglocken ihres schönsten Marsches. Seit sie einen neuen Dirigenten besitzt, bläst sie kaum mehr falsch, was eigentlich schade ist, denn nichts wirkte so erheitend wie die hinkenden Bässe, die stolpernden und quecksenden Klarinetten. Aber Fortschritt ist Fortschritt, und man soll ihn immer loben. Es schlägt Mittag. Alles drängt hinzu. Generös wird die Spise verteilt. Heute sollen sich alle satt essen. Mit Kennern wird versucht. Ja, auch diesmal ist der Risotto ein Meisterwerk. Man setzt sich auf die Stufen der nächsten Hausstreppen und löffelt begeistert die Köstlichkeit in Gesellschaft des Briefträgers, der Putzfrau, des Fischers, unterhält sich mit ihnen über ihre Kinder, die schon wieder Schabernack treiben, und über den Lauf der Welt, der hoffentlich bis zum nächsten Karneval den ewigen Frieden bringt. Gesättigt lässt man sich von der Sonne wärmen, grüsst Bekannte, wird mit Konfetti übergossen, gerät vielleicht in einen Ringeltanz der Jungen, um schliesslich des Jubels müde auf stilleren Wegen gegen den See hinaus zu spazieren, wo die Hasebische eben mit ihren Kätzchen prahlen und den Weiden der Frühlingssaft als orangeforter Schein ins Gezwelge fährt. Und sagt sich: so wäre also, gottlob, die Brüderlichkeit, in der Feier des Mahles, das alt und jung, reich und arm, Einheimische und Fremde vereinigt, wieder einmal stipuliert wurden.

Alina Valangin.

zum Gespött der breiten Öffentlichkeit gemacht wurden. Dabei waren diese Frauen im Anfang selbst ihrer Sache keineswegs so sicher. Als auf dem ersten Frauenkongress in Seneca Falls im Jahre 1848 eine der führenden Frauenrechtlerinnen, Elizabeth Cady Stanton, darauf bestand, in den Gesetzesvorschlag über die grundsätzlichen Rechte der Frau auch das Frauenwahlrecht aufzunehmen, rief ihr die Quäkerin Lucretia Mott ganz entsetzt zu: «Aber Lizzie, du willst uns wohl lächerlich machen?»...

Verhältnismässig leichter als in den Oststaaten hatten es die Frauen im Westen der USA. Im Staat Wyoming beispielsweise erhielten sie das Wahlrecht bereits im Jahre 1869 und in Colorado im Jahre 1893. Diese merkwürdige Tatsache wird

verständlich, wenn man sich die Situation der Frau im damaligen «Wilden Westen» vergegenwärtigt. In diesem damals zum Teil noch reinen Pionierland spielte die Frau von Anfang an eine viel wichtigere Rolle als im zivilisierten Osten. Hier teilte sie mit dem Manne die Arbeit ebenso wie alle täglichen Sorgen und Gefahren, die ihr gemeinsames Pionierdasein mit sich brachte. Es war also nur selbstverständlich, dass sie auch in politischen Dingen mitzureden hatte. Die Oststaaten dagegen hielten noch länger an ihrer europäischen Traditionen fest, die dem Aufgaben- und Einflussbereich der Frau festumrissene Grenzen zogen. Es war ein langer Kampf nötig, um diese Grenzen endgültig niederzureissen.

Lucy Hiller

Neuzeitliches Wohnen ist nicht mehr teuer

Die Schweiz rühmt sich, das Land der geringsten sozialen Unterschiede zu sein. Trotzdem gibt es bei uns zwei Klassen von Menschen: solche, die das Glück haben, in einer Vorkriegswohnung zu leben und einen verhältnismässig bescheidenen Mietzins bezahlen, und solche, die in Neubauten unterkommen mussten und die deshalb teuer wohnen. Und da 80 Prozent aller Schweizer in gemieteten Räumen leben, teilt die Scheidung zwischen Alt- und Neubauwohnungen unser Volk praktisch in zwei Hälften. Die Mietpreise der Vorkriegswohnungen betragen heute 110 Prozent des Standes von 1939, die Preise der neuen Wohnungen dagegen 180 bis 200 Prozent. Nur wenn sich die beiden Preisniveaus gegenseitig entgegenkommen, lässt sich dieses Problem lösen. Es müssen also sowohl die Preise für Altwohnungen etwas erhöht, wie jene der Neubauwohnungen gesenkt werden, um einen Ausgleich zu schaffen. Denn die Mietpreise der Neubauten sind für das Durchschnittseinkommen des Schweizer ganz einfach zu hoch. Das rührt daher, dass wir in den letzten Jahren der Hochkonjunktur kostenmässig über unsere Verhältnisse gebaut haben. Wohl waren die Baupreise sehr hoch. Aber noch ein weiterer Grund spielte mit: weil jeder Bauherr sicher war, für seinen Neubau Mieter zu finden, baute er vielfach ohne Rücksicht auf die Kosten. Denn die Preiskontrolle gestattete ihm auf jeden Fall, die Mietpreise so anzusetzen, dass eine Bruttorendite von 6 bis 6,8 Prozent seines Anlagekapitals herauschaute.

Dieses in manchen Fällen allzu teure Bauen war kurzzeitig, weil es nicht mit einer kommenden Sättigung des Wohnungsmarktes rechnete. Im Moment nämlich, wo wir wieder genügend Wohnungen haben, werden sich in erster Linie die Häuser mit den teuersten Mietpreisen leeren. Diese Häuser sind es, die einem eventuellen Konjunkturaufschwung als erste zum Opfer fallen werden.

Das mag einer der Gründe dafür sein, warum in letzter Zeit so viel vom billigeren Wohnungsbau gesprochen wird. Wohl spielen natürlich auch ernstgemeinte soziale Rücksichten bei der Tendenz zum billigeren Bauen eine treibende Rolle. Aber die Angst vor der leerstehenden Wohnung ist dabei wohl ebenso entscheidend.

Dass es heute möglich ist, die Mietpreise neuer Häuser viel tiefer anzusetzen, kann durch viele Beispiele belegt werden. Ein sehr typisches sei hier hervorgehoben: Die «Bau-Organisation SOBA, Gesellschaft für fortschrittlichen und rationalen Wohnungsbau», Kreuzlingen, erstellt Häuser nach dem Typ der sogenannten «Volkswohnung», die nicht nur den modernen Erfordernissen des guten Geschmacks und des neuzeitlichen Komforts entsprechen, sondern die auch unwahrscheinlich billige Mietpreise aufweisen. Eine vierzimmerwohnung mit Küche und Badzimmer kostet monatlich 132 Franken und eine Dreizimmerwohnung 108 Franken. Dabei ist das Haus ein massiver, solider Bau — kein Fachwerk. Der Grundriss ist grosszügig disponiert. Die Zimmer sind weit und hell. Ihre Höhe beträgt 2.40 Meter. Die Wände sind



Das grosse, helle Wohnzimmer der Volkswohnung. Moderne Raumgestaltung und bescheidene Mietpreise müssen sich nicht ausschliessen.

sauber und solid gearbeitet. Die Fenster sind doppelverglast. Das Vorfensterwechsen im Frühjahr und Herbst fällt also dahin. Die Fenstereinfassungen sind in Kunststoff. Schmutze grüne Jalousieläden mit festen Brettl ziern die blendend helle Hausfassade.

Der Mieter ist der Mühe des Heizens entoben. Die Zentralheizung sorgt im Winter für eine behagliche Wärme im ganzen Haus. Die praktische Anordnung der Wohnung ermöglicht eine raffinierte Ausnützung des Platzes. Vom Einbauelement im Korridor bis zu den zahlreichen Lampenschaltern ist an alles gedacht. Praktisch ist vor allem die Küche: Neben dem elektrischen Herd steht ein grosser Chromstahlspülkessel. Darunter befindet sich der 75-Liter-Boiler mit Schnellaufheizung und der (ausziehbare) Abfallkübel. Natürlich ist auch ein Kühlschrank da.

Den Mietern steht turnusgemäss die Waschküche mit einer modernen vollautomatischen Waschmaschine zur Verfügung. Auch ein grosser Trockenraum und eine Velogarage ist vorhanden. Zu jeder Wohnung gehört ein Keller und Estrichabteil.

Wie war das Wunder möglich, für so wenig Miete so viel zu bieten? Es ist durchaus kein Wunder. Es ist nur die praktische und konsequente Anwendung der Erkenntnis, dass auf Grund der Erfahrungen der hinter uns liegenden regen Bautätigkeit und durch eine kluge Normung der neuzeitlichen Bauelemente heute viel billiger gebaut werden kann. Im Beispiel, das hier beschrieben ist, spielt vor allem eine Rolle, dass vom Kühlschrank bis zu den Dachziegeln alles im grossen eingekauft werden konnte. Dann sind sehr viele Bauelemente genormt. Wer weiss, wie teuer beim Bauen das Legen der Leitungen und Röhren ist, kann auch ermassen, welche Einsparung es bedeutet, wenn zwischen Küche und Badezimmer ein vorfabrizierter Sanitärblock alle Zu- und Ableitungen zusammenfasst.

Neuzeitlich wohnen bedeutet also nicht mehr teuer wohnen — glücklicherweise, denn wir können längst nicht mehr auf die elementaren Errungenschaften unseres Zeitalters verzichten. Ein Kühlschrank ist für uns kein Luxus mehr. Er hilft uns sparen, weil er unsere Speisen vor dem Verderben schützt und weil er uns ermöglicht, für mehrere Tage einzukaufen. Ein hoher Lebensstandard äussert sich nicht in Spitzenleistungen, sondern darin, dass der selbstverständliche Komfort unserer Zeit allen zu erschwinglichen Preisen zugänglich ist.

Noch einmal das Wallis

Der Pressedienst des Oberwalliser katholischen Frauenbundes schreibt uns:

In der Grossratssitzung vom 4. Februar kam die Motion des Abgeordneten P. von Roten zur Sprache, welcher für die Gleichberechtigung der Frau eintritt.

Es dürfte noch wenig bekannt sein, dass seit einigen Jahren ein staatsbürgerlicher Verband katho-

lischer Schweizerinnen existiert, kurz STAKA genannt. Sein Ziel ist darauf gerichtet, sich auf dem Boden katholischer Weltanschauung für die staatsbürgerliche Erziehung und die Mitarbeit der Frauen einzusetzen. Auch im Oberwallis ist eine solche Gruppe im Entstehen begriffen. Aufgeschlossene Frauen werden nicht tatenlos zuschauen, sondern freudig die Gelegenheit ergreifen, ihre Kräfte dort einzusetzen, wo sie benötigt werden. Es betrifft dies vor allem das Erziehungsheim, den hauswirtschaftlichen Unterricht in seinen verschiedenen Zweigen, die öffentliche Wohlfahrtspflege u.s.f. Alle diese Gebiete berühren aufs engste die Frauen und Mütter. Manche dieser Frauen bezeichnen sich seit Jahrzehnten mit diesen Fragen, teils in amtlicher Stellung, teils freiwillig, und es wäre durchaus im Interesse des Staates, sich ihrer vermehrt in Kommissionen zu bedienen. Es ist gewiss eine natürliche Forderung, Frauen dort mit beratend beizuziehen, wo es um ihre nächsten Interessen geht. Sie kennen aus Erfahrung Mittel und Wege, wie man den Anforderungen unserer Zeit am zweckmässigsten begegnet.

Die Mitarbeit der Frau drängt sich je länger je mehr auf. Es entsteht dadurch für die Frau im allgemeinen keine vermehrte Belastung, denn der Staat dürfte wohl nur diejenigen beiziehen, deren Befähigung er bedarf. Oberwalliser Frauen dürften sich aber in freiwilliger sozial-charitativer Arbeit darüber ausgewiesen haben, dass schon lange ihr Interesse für öffentliche Arbeit wach ist.

Veranstaltungen

Bern: Schweiz. Lyceum-Club, Gruppe Bern. Theaterplatz 7, 2. Stock. Freitag, 8. März, 16.30 Uhr: Anlässlich ihres 50jährigen Schriftstellerjubiläums spricht Frau **Lola Lorme** über «50 Jahre mit Menschen und Büchern». Frau **Margarete Schell-von Noé** liest Gedichte von Lola Lorme. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Freitag, 12. März, 16.30 Uhr: Vortrag in französischer Sprache von **Madame Genequand** «L'oeuvre théâtrale de T. S. Elliot». Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Radiosendungen

sr. Montag, 8. März, 14 Uhr: «Notiers und problems: «Die neue Rundfrage — Die Bastelarbeit — Das Allerlei — Das Rezept — Was möchten Sie wissen?» — Dienstag, 9. März, 18.40 Uhr: Ernst Kappeler: «Oh, die heutige Jugend!» 7. «Jung sein mit der Jugend.» —

Es ist besser eine Versicherung zu haben
als sie nicht zu brauchen,
als eine zu brauchen und sie nicht zu haben



Mittwoch, 10. März, 14 Uhr: «Mein Kind hat Angst». Eine Aussprache unter Müttern und Erziehern. — Freitag, 12. März 14 Uhr: «Die halbe Stunde der Frau». I. Dr. Martha Sidler: «Schwererziehbare Kinder». Rosa Louis, St. Gallen: «Frau und Abzahlungsgeschäft».

Fernseh-Programm

für die Woche vom 7. bis 13. März 1954
(von 20.30 bis 21.45 Uhr)

Sonntag, den 7. März: Tele-Tagesschau: Neues aus aller Welt — A la carte: Unser Fernseh-Kochkurs. Koch C. F. Vaucher — Schweiz. Volkstheater: «Ergüßel Ab-rüchig» von K. Freuler und H. Jenny, gespielt vom Dramatischen Verein, Horgen.

Montag, den 8. März: Tele-Tagesschau: Neues aus aller Welt — Vorhang auf! «Rendezvous am Bodensee: eine Fasnachtsoperette von Wilhelm Stork gespielt vom Ensemble des Stadttheaters St. Gallen und dem Stadt-orchester».

Dienstag, den 9. März: Tele-Weekenschau: Die wichtigsten Ereignisse aus den letzten fünf Tagesschauen — Kamera auf Reisen: Bretagne (Film) — Dr. Faust: Puppenfilm — «Accelerationen» von Johann Strauss (Film) — «Lass Dir zum Abschied still in die Augen sehen...» Es singt Ilse Hülpfer, es tanzen L. Köster und J. Stahl (Film).

Mittwoch, 10. März: Tele-Tagesschau: Neues aus aller Welt — Unfall der Woche: Berichterstatter: Pol-Kpl. Haller — Sport: Fechten, ein Sport ohne Altersgrenze. Kommentar: Walter Bosshardt — Grüsse aus München: mit Ernst Jäger, seinem Tanz-Orchester und seinem Solisten.

Donnerstag, 11. März: Tele-Tagesschau: Neues aus aller Welt — Haushalt — leicht gemacht: eine Dokumentarsendung über die Arbeit des Instituts für Hauswirtschaft — Frühling in Schweden (Film) — Junge Talente: mit Löhle Lamprecht, Gesang, Elsa Küng, Tanz, Stephanie Jäggi, Klavier; Giorgio Sidler, Violine, den «3 Romis», Akrobatik. Conférence: Frölicher.

Freitag, 12. März: Tele-Tagesschau: Neues aus aller Welt — Wir greifen heraus: Mitteilungen der Zentrale für Verkehrsförderung — Aus dem Stall der Steckenfeder: Eisenbahnmodelle — Kostproben aus dem Cabaret «Allerdings», Luzern.

Bieri-Möbel Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38
4 seit 1912 gediegen preiswert Fabrik in RUBIGEN 7 Bern

B 25 Jahre Gipfelstube
Und immer wieder der feine Kaffee-Spezial mit dem Spex. Gipfel in der
Gipfelstube - Marktgasse 18 - Zürich

HAGG
QUALITÄT
schon seit 1880
Portemonnaie

Ferienchalet
am Thunersee zu vermieten (evtl. zu verkaufen). Aller Komfort. 3-6 Betten. Ideale Lage auch im Herbst und Winter.
Anfragen unter Chiffre 3182 an Ruckstuhl-Annoncen, Zürich 32.

WELTI-FURRER

Möbeltransporte
in der Stadt über Land ins Ausland und nach Übersee
Möbellagerhäuser
23.76.15

Zürich Institut **Minerva**
Handelsschule Vorbereitung: Arztgehilfenschule Maturität ETH

Henzel Zürich 3
Birmensdorferstr. 420
Chemische Reinigungsanstalt und Färberei
Moderne Teppich- und Steppdecken-Reinigung
Telefonieren Sie **33 20 55**
Unsere Autos holen und bringen alles

Rosengasse 7	Tel. 52 41 48
Stauffacherstrasse 28	Tel. 25 33 41
Kreuzplatz 5 a	Tel. 24 78 92
Gothardstrasse 67	Tel. 25 73 74
Birmensdorferstrasse 159	Tel. 53 20 82
Albisstrasse 71	Tel. 45 01 58
Oerlikonerstrasse 1	Tel. 26 42 70

Jean Just
Spezial-Geschäft für Vorhänge
bei reicher Stoffauswahl



Die neuzeitlich eingerichtete Küche mit Herd, Chromstahlspülkessel, Boiler, Kühlschrank und Geschirrkasten.

ARM -Webrahmen
-Tischwebapparate
-Handwebstühle
gewährleisten ein angenehmes und vielseitiges Weben
Verlangen Sie Prospekte
WALTER ARM, Webstuhlbau, **BIGLEN/BE** Tel. (031) 68 64 62

Hotzli die beliebten Spezial-Elerteiwaren
PAUL HOTZ TEIGWARENFABRIK A.G. WILA

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Ernst
„Guets Brot“
„Feini Guetzli“
Seefeldstrasse 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstrasse 212 Tel. 24 57 44
Forchstrasse 37 Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72
Schaffhauserstrasse 18 Tel. 28 78 44
Universitätsstrasse 87 Tel. 28 20 58